

## **Bilanz und Ausblick zur Tagung „Jugend heute“**

am 24. September 2008

von Dr. Wolfgang Schulz

Hans-Bredow-Institut, Hamburg

Mir scheint vorab die Bemerkung angebracht, dass ich als Jurist – und „angelernter“ Kommunikationswissenschaftler - Bilanz und Ausblick nicht aus der Perspektive der Jugendforschung formuliere, sondern aus der Sicht desjenigen, der die Daten und Befunde der Jugendforschung in seiner Arbeit nutzt, etwa wenn es um die Entwicklung adäquater Jugendschutzsysteme geht. Vor diesem Hintergrund ein paar Beobachtungen:

Wer von der Jugend spricht, spricht vom Alter. Diese Beobachtung von Martin Walser kann dazu veranlassen, sich zu fragen, was die auch heute diskutierte Konstruktion von Jugend über uns Erwachsene, über unsere Relevanzstrukturen, Gesellschaftsbilder, Perspektiven usw. aussagt. Die Beobachtung, dass Kindheit heute in starkem Maße Medienkindheit bedeutet, ist zugleich eine Beschreibung von Einflussverschiebungen und Einflussverlusten. Sind Medien zentrale Sozialisationsagenten für Kinder und Jugendliche, so kann die Gestaltungsmacht von Eltern und Familie entsprechend abnehmen. Allerdings war ein Punkt, den es heute zu lernen gab, der, dass Familie als Referenz für Jugendliche unterschiedlicher Milieus und Gruppen bedeutsam bleibt.

Der letzten JIM-Studie kann man entnehmen, dass Jugendliche faktisch flächendeckend über mobile Kommunikationsinfrastruktur verfügen, was eine Kontrolle des Kommunikationsverhaltens oder – vorsichtiger formuliert – eine Einbindung in ein Erziehungskonzept schwieriger macht. Die viel diskutierten Phänomene von User-generated content bringen hier noch eine weitere Qualität hinein. Nun sind es nicht einmal mehr die von Erwachsenen selektierten Inhalte, etwa die von der Redaktion von ProSieben ausgewählten Spielfilme, die Gegenstand gedanklicher Auseinandersetzung von Jugendlichen werden, sondern Gleichaltrige können sich ihre eigene kommunikative Umgebung erschaffen. Die Bedeutung der Peers für die Sozialisation nimmt weiter zu. Und hier existiert nicht einmal ein Veranstalter, an den man rechtliche Erwartungen adressieren kann. Diese Web 2.0-Phänomene führen offenbar - zumindest tendenziell – auch zu einem weiteren Auseinanderklaffen der medialen Erfahrungswelten von Kindern und Jugendlichen auf der einen und Erwachsenen auf der anderen Seite.

Dass sich in der Diskussion um Jugendliche und Medien sehr unterschiedliche Vorstellungen davon abarbeiten, wie wir uns unsere Gesellschaft wünschen, zeigt sich etwa, wenn aus professoralem Mund die Geige gegen den Computer ausgespielt wird und die Konservierung einer bürgerlichen Buch- und Theaterkultur der enthemmten Informationsgesellschaft entgegen gestellt wird. Auch hier war ein für mich relevanter Befund der Tagung, dass die Zahl der kulturinteressierten Jugendlichen über die Jahre relativ konstant bleibt, auch wenn es unter dieser Oberfläche Veränderungen gibt, die Museumsdirektoren nervös machen kann. Immerhin führt dieser Gesichtspunkt – wiederum auf der Ebene der Erwachsenen, nicht der Kinder oder Jugendlichen – dazu, dass eine Auseinandersetzung über als richtig empfundene Entwicklungen einsetzt, die manchmal ins Humoristische abgeleitet, wenn selbst die hohe Nichtschwimmerrate mit übersteigertem Medienkonsum in Verbindung gebracht wird. Grade als Norddeutscher wird man angesichts des Klimawandels hellhörig.

Interessant und möglicherweise weiterer innerwissenschaftlicher Reflexion würdig ist, dass unterschiedliche gesellschaftspolitische Auffassungen mit verschiedenen theoretisch-methodischen Herangehensweisen zu korrelieren scheinen. Als Jurist nur bei großzügiger Auslegung überhaupt dem Wissenschaftsbereich zuzurechnen beobachte ich distanziert, welche Differenzen sich in der Jugendforschung etwa zwischen qualitativ und quantitativ arbeitenden Kolleginnen und Kollegen zeigen. Ich lerne von beiden viel.

Auch die Frage, ob man sich Phänomenen der Medienrezeption eher dadurch nähert, dass man neurologische Vorgänge und Veränderungen beschreibt oder aber den sozialen Nutzungskontext zum Ausgangspunkt der Frage macht, wie sich Kinder und Jugendliche bestimmte Kommunikationsformen aneignen, er scheint folgenreich. Ich will es bei diesen Andeutungen belassen.

Es gibt allerdings Punkte, bei denen hilft mir der juristische Background: So ist es bei der derzeitigen Verfassungsordnung nicht egal, in welche Richtung sich eine Gesellschaft entwickelt. Zu dem verfassungsrechtlich geforderten Rahmen gehört, dass öffentliche Kommunikation in der Weise funktioniert, dass demokratische Selbstverständigung möglich bleibt. Dass Medien eine wichtige Rolle für die individuelle und öffentliche Meinungsbildung besitzen, ist eine triviale, aber nicht banale Erkenntnis. Den Wandel von Kommunikationsformen zu reflektieren und im Hinblick auf ihre Wirkungen für das Funktionieren öffentlicher Kommunikation zu bewerten, erscheint daher hoch bedeutsam.

Eine Momentaufnahme dieses Wandels haben wir gerade erstellt. Das Hans-Bredow-Institut hat im Auftrag der Bundesregierung ein wissenschaftliches Gutach-

ten zum Kommunikations- und Medienbericht erstellt, das in Kürze zusammen mit eben diesem Bericht veröffentlicht werden wird. Einen Satz dazu kann ich Ihnen schon kund tun: „Insgesamt erscheint die Datenbasis zum Kommunikations- und Mediensystem angesichts der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bedeutung des Sektors erstaunlich lückenhaft“.

Für Politik und Recht ist neben anderem auch eine Konstruktion von „Jugend“ wichtig, die die Zuwendung zu den Medien öffentlicher Kommunikation, die erlernten Rezeptionsmodi und ähnliches erkennbar werden lässt. Hilfreich hierfür ist eine langfristige, verlässliche, hinreichend differenzierte und sich den aktuellen Fragen vorsichtig anpassende statistische Grundlage. Es wird Sie nicht überraschen, dass ich an dieser Stelle auf die JIM-Studien des Medienpädagogischen Forschungsverbundes Südwest zu sprechen komme. Nicht nur, weil es auf Geburtstagsfeiern üblich und angebracht ist, den Jubilar zu loben. Seine zusammen mit den Kooperationspartnern erstellten regelmäßigen Berichte JIM – und auch KIM – erfüllen die eben genannten Kriterien in vollem Umfang.

Wir selbst haben in unserer Arbeit vor allen Dingen bei der Evaluation des Jugendmedienschutzsystems, die wir im letzten Jahr mit Unterstützung von Bund und Ländern durchgeführt haben, von diesen Studien und der Expertise der Kolleginnen und Kollegen profitiert. Viele der faktischen Rahmenbedingungen, die wir zu Grunde gelegt haben, um die Effektivität des Jugendschutzsystems beurteilen zu können, basieren auf Daten aus den JIM- und KIM-Studien. Dies betrifft die Geräteausstattung ebenso wie die Präferenzen für bestimmte Medien und Hinweise auf Funktionsverschiebungen. Auch das schon erwähnte Gutachten zum Kommunikations- und Medienbericht nutzt die vom Medienverbund erarbeiteten Ergebnisse extensiv. Für unsere Forschung zur Mediennutzung, die sich nicht auf Rechtsfragen bezieht, gilt dies ohnehin.

Viele Entscheidungen im Medienbereich hängen von der Kenntnis der Entscheider über die Entwicklung des Mediengebrauchs zukünftiger Erwachsener ab. Zu denken ist etwa an die immer hoch umstrittene Frage der Rolle öffentlich-rechtlicher Rundfunkanstalten im Online-Bereich. Die Begründung derer, die hier einen genuine Auftrag sehen, argumentiert mit Funktionsverschiebungen und -ausdifferenzierungen, die bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen schon sichtbar werden. Die Analyse ist schwierig, da das Internet eher ein Meta-Medium darstellt, in dem man auch „fernsehen“ kann, was den Rezeptionsmodus angeht.

Auch die Frage, was wir – öffentlich-rechtlich und privat – einer besonderen Regulierung als Rundfunk unterstellen, basiert auf Wirkungsannahmen, deren Plausibilität für die Zukunft am ehesten mit Blick auf die heutige Jugend zu beurteilen ist.

Erkenntnisse in das Recht und die Politik zu übernehmen ist nicht einfach. Es sind eigenständige Systeme, die anhand ihrer Logik selektieren und bewerten. Dennoch bedarf es der sachlichen, anerkannten Datengrundlage, denn aus Anhörungen über Computerspiele weiß ich, dass wo eigene Medienerfahrung fehlt, die regulatorischen Entscheidungen an Qualität nicht gewinnen und oftmals der sich durchsetzt, der am lautesten „Feuer“ schreit und einfache Kausalitäten anbietet.

Daten wie die aus JIM und KIM helfen, dass die Realitätswahrnehmung eine sachliche Grundlage erhält. Wenn ich gefragt würde, auf welche Datenquelle im Bereich Jugendliche und Medien wir am wenigsten verzichten könnten, die JIM-Studie stände sicherlich oben.